



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus dem Leben eines asiatischen Eroberers.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

eine anziehende, lehrreiche und dankbare Aufgabe, wie es scheint, für einen jüngeren Literaturwissenschaftler, der sich die ersten Sporen daran verdienen könnte — eine dankbarere jedenfalls, als statistische Untersuchungen anzustellen über die Gestaltung des fünffüßigen Sambus vor Lessing, über den Hiatus in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts und ähnliche schöne Themata, wie sie unsere junge, hoffnungsvolle deutsche Literaturwissenschaft, in die Geise der alt und stumpf gewordenen klassischen Philologie sich verirrend, leider jetzt auch schon zu behandeln anfängt.

Zum Schlusse erübrigt es mir noch, die Voepert'schen Goethe-Briefe unseren Lesern angelegentlichst zu empfehlen. Das Buch ist zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmales gedruckt und von der Verlagshandlung in das vornehme Gewand gekleidet worden, das wir von den meisten ihrer Verlagswerke gewöhnt sind, und das bei den Grimm'schen Vorlesungen über Goethe sogar einmal von einer, leider vereinzelt gebliebenen, ornamentalen Anwendung begleitet war. \* \* \*

### Aus dem Leben eines asiatischen Eroberers.

Wie bei uns im Mittelalter, so sehen wir jetzt noch in Asien kühne Abenteuerer oder minderjährige Söhne austreten und, allein auf ihr Schwert und einen unzufriedenen Anhang gestützt, vom Glück begünstigt, sich große Reiche zusammenerobern, die eine Zeit lang meteorgleich glänzen, aber bald, nachdem sie ihre Rolle ausgespielt, wieder zu nichts zerfallen.

Es ist jetzt ein Jahr vergangen, daß ruhmlos ein großes Reich in Zentralasien zusammenbrach, welches, von Rußland sowohl als von England umworben, in der asiatischen Rivalität beider Mächte eine große Rolle spielte. Wir meinen Kaschgar oder Ostturkestan, das mohammedanische Reich, das 1865 vom „Verteidiger des Glaubens“, dem kühnen und tapferen Jakub Beg, begründet wurde und das, wie es verdient, jetzt schon einen ausführlichen Geschichtsschreiber gefunden hat.\*)

Ganz abgesehen aber von der politischen Wichtigkeit, welche das Reich Kaschgar in Folge seiner Lage zwischen Rußland, China und Indien besaß, hat dasselbe auch für den Historiker wie für den Völkerkundigen ein mehr als

---

\*) The life of Yakoob Beg, Athalik Ghazi and Badaulet, Ameer of Kashgar. By Demetrius G. Boulger. London. Allen and Co. 1878.

vorübergehendes Interesse. Das Reich des Atalik Ghazi umfaßte den westlichsten Theil China's, oder wie derselbe auch genannt wird, „Ostturkestan“. Im Norden trennten es die hohen Schneegebirge des Tian-schan vom russischen Reiche, im Süden das ebenso mächtige Kwen-lun-Gebirge von den unter britischem Einflusse stehenden Staaten. Auch die Westgrenze wurde durch himmelhohe Gebirge bezeichnet, die über die vielberufene, uns erst in den letzten Jahren bekannt gewordene Pamir von West nach Ost hinstreichen, während im Osten sich unbestimmt die Grenzen in der Sandfluth der Gobiwüste verlieren. Durchschnittlich 1000 Meter über dem Meere gelegen, bildet Kaschgar ein gewaltiges Tafelland, durch welches von West nach Ost sich der Tarymfluß zieht, um sich in den erst vor zwei Jahren vom Russen Prschewalsky entdeckten Lob-See zu ergießen; von Süden her durchströmen der Kaschgar, der Yarkend, der Choten das Land, alles nicht schiffbare Zuflüsse des Tarym. Drei Seiten des Landes also — der Norden, Westen und Süden — sind von himmelhohen Schneegebirgen umsäumt, und nur die vierte verläuft in der asiatischen Hochwüste. Kaschgarien ist danach ein ungeheures, hufeisenförmiges Thal. Es ist höchst fruchtbar — war es doch einst als „Garten Asien's“ bekannt — und namentlich reich an Korn, Früchten und Baumwolle. 600 Kilometer lang, 400 Kilometer breit, könnte das eigentliche Kaschgar bei seiner Fruchtbarkeit und günstigen Lage eine große Menschenmenge ernähren; allein die ewigen Bürgerkriege und Invasionen, unter denen das Land zu leiden hatte, haben die Bevölkerung auf eine Million Seelen herabgedrückt.

Kaschgar, Yarkend, Choten, Yangy-Hissar, Ush-Turfan und Aksu sind die Hauptstädte, und nach ihnen führt das Land den Namen Dschiti-Schehr, d. i. das Land der Sechstädte, während es in Europa seit Marco Polo's Zeiten (dreizehntes Jahrhundert) als Kaschgarien bekannt war; die Chinesen nennen es Sule. Wenn nun der Verfasser, aus dem Bereiche der Thatfachen heraustretend, in jenem schönen Thale die Wiege der Menschheit und unserer arischen Race im besonderen sieht, so vermögen wir ihm dorthin nicht zu folgen. Ueberblickt man die lange Reihe „Paradiese“, mit denen Gelehrte und Ungelehrte, Theologen und Laien uns schon beglückt haben, so muß man recht skeptisch werden und bezweifeln, daß das einzig wahre Paradies schon aufgefunden worden sei. Die Naturforscher, welche diese Sache doch auch angeht, sagen bekanntlich, das Paradies, bei ihnen Lemurien genannt, liege gar nicht mehr auf der Erdoberfläche, sondern sei seit langer Zeit schon im indischen Ozean untergegangen. Herr Demetrius Boulger dagegen weiß von dem Original-Ararat oder Arga-ratha (arische Arche!) irgendwo in den Grenzgebirgen Kaschgarien's zu berichten, dessen Name bei den frühesten Wanderungen der Menschheit mit nach Kleinasien genommen wurde,

ebenso wie die Belasger auf ihren Wanderungen überall den Namen Olympos sitzen ließen.

Doch lassen wir das Reich der Hypothesen und begeben wir uns wieder auf den Boden der Thatfachen zurück. Richtig ist, daß in Kaschgarien sowohl, wie in den westlich gelegenen Ländern bis an's Kaspische Meer hin arische und turanische Racen um die Herrschaft stritten, und daß hier die Turanier siegten. Der Tadschik, persischen Ursprungs, ist jetzt hier der Hauptrepräsentant der Arier, sein friedlichen Gewohnheiten ergebeneß Temperament war die Ursache, daß die kriegerischen Turanier ihn unterjochten, und durch ganz Turkestan, also durch Chiwa, Buchara, Kokan u. s. w. erscheint sein Verhältniß ähnlich wie das des Wenden gegenüber dem Deutschen im Mittelalter. Dort redet man die Leute noch nach ihrer Race an, also als Dezbege, Kiptschak, wenn sie zu den Herrschern, als Tadschik oder Sarte, wenn sie zu den Beherrschten gehören. In Ostturkestan, in Kaschgarien also, ist dieser alte Racengegensatz jedoch schon stark verwischt, denn dort gilt die Bezeichnung nicht nach der Race, sondern nach der Vaterstadt, und man sagt nicht: der oder jener ist ein Dezbege, ein Tadschik, sondern ein Choteni, ein Jarkendi, ein Kaschgari. Die Hauptgegensätze in Ostturkestan sind also nicht nationaler Art; hier tritt vielmehr das religiöse Moment hervor, da das Land die Grenze zwischen dem mohammedanischen Turkestan und dem buddhistischen China ausmacht. Islam und Kokan auf der westlichen, Buddhismus und China auf der östlichen Seite stritten seit langem um das schöne Land. Die große Mehrheit der Bevölkerung besteht aus Tadschiks, also Persern dem Ursprunge nach; doch haben diese Tadschiks im Laufe der Jahrhunderte sich ungemein mit tatarischem Blute vermischt, sowohl zur Zeit der mongolischen als auch der chinesischen Herrschaft. Die Tadschiks wurden auf diese Weise tatarisirt, und so sind sie den übrigen Bewohnern turanischer Abstammung geistig und körperlich näher gekommen; die Unterschiede verwischten sich, und nationale Duldung, die Westturkestan nicht kennt, trat in Ostturkestan ein.

Schon lange vor dem neunten Jahrhundert hatten die Chinesen ihr Reich bis nach Ostturkestan und darüber hinaus vorgeschoben, doch bröckelte während der letzten Jahre der Tang-Dynastie Turfan, Kaschggar und Jarkend unter eigenen kleinen Fürsten wieder vom Reiche der Mitte ab. Die Chinesen, die zu Hause alle Hände voll zu thun hatten, würden nun sicher, wenn der heimische Streit geschlichtet war, die abgefallenen Provinzen wieder erobert haben, wenn nicht ein ganz neues Element auf dem Schauplatze aufgetreten wäre — das arabische.

Bereits im Jahre 676 waren die Araber unter Abdullah Bizad durch Persien nach Zentralasien vorgedrungen und hatten am ganzen Druslaufe

Schrecken verbreitet. Die schöne Königin Chaton von Buchara wurde zweimal von ihnen in offener Feldschlacht besiegt, doch die Hauptstadt selbst vermochten die Glaubensstürmer nicht zu nehmen. Erfolgreicher war ein anderer arabischer Heerführer, Cataibah, der mit großer Macht über den Dyus zog, ganz Kaschgarien mit Feuer und Schwert unterwarf, bis jenseits Kutscha vordrang und die Eingeborenen zur Annahme des Islam zwang. Dies geschah in demselben Jahre (710), wo Tarik über die Straße von Gibraltar nach Spanien zog und auch dort die Fahne des Propheten aufpflanzte. Seit jener Zeit, also über ein Jahrtausend, herrscht der Islam in Turkestan, und er ist dort noch so lebenskräftig, wie damals, als Satyk Baghra Chan ihn in Kaschggar zur Landesreligion erklärte.

Ein anderer Sturm raste nun über Zentralasien hin. Die Kara Kitai, ursprünglich fern im Osten am Amur ange sessen, waren nach langen Wanderungen in den westlichen Theil der heutigen Dsungarei gelangt, wo sie die Stadt Ni oder Kuldscha, jetzt ein russisches Besizthum, gründeten. Aus diesem Stamme ging auch Aung Chan hervor, der — neben manchem anderen — der Christenheit als „Erzpriester Johannes“ bekannt wurde. Von seiner Hauptstadt Urumtsi aus, wo er unter dem Titel eines Gurchan oder „Herrn der Welt“ residirte, dehnte er die Herrschaft der Kara Kitai über ganz Turkestan aus, so daß bis zum Aralsee hin alles Land ihm unterthan war.

Zu derselben Zeit etwa, als die Kara Kitai nach der Dsungarei wanderten, begannen die Mongolen als ein bestimmter Stamm aufzutreten, und unter Dschengis Chan und seinen unmittelbaren Nachfolgern regierten sie über ganz Asien, ausgenommen Indien und Arabien. Dschengis Chan, der gleichzeitig in Polen und in China Krieg führte, war 1154 geboren und in seinem 33. Jahre Herrscher seiner Horde geworden. Als der sarazenische Sultan von Chowarezum (Chiwa) einen seiner Gesandten und einige mongolische Kaufleute hatte hinrichten lassen, brach der furchtbare Heerführer, nachdem er in China gesiegt, mit einem ungeheuren Heere über Turkestan herein. Buchara, Balch, Samarland und Chiwa, die schönsten, an arabischen Bauten reichen Städte Asien's, wurden in Schutthaufen verwandelt, und noch jetzt, 700 Jahre nach jenem Mongolensturme, zeugen Ruinen von jener furchtbaren Zerstörung. Nicht vermochte der Hinduksch Dschengis-Chan's Fortschritte zu hemmen: Kabul, Ghazni, Kandahar fielen, und nachdem der Gewaltige im Swat-Thale überwintert, wo er Feldzugspläne gegen Indien schmiedete, zog er plötzlich nach Ostturkestan ab, wohin ihn eine Rebellion rief. Durch den Baroghil-Paß gelangte er nach Kaschggar und zeitig genug noch nach seiner Hauptstadt Karakorum, um die Revolution niederzuwerfen, die ihn von der Eroberung Indien's abgezogen hatte. Unter denen, die dabei zu Grunde gingen, war auch jener Grenzboten I. 1879.

„Erzpriester Johannes“, der ihm die Tochter zum Weibe verweigert und dafür auf der Ebene von Tanduc Leben und Land verlor.

Als nach dem Tode Dschengis-Chan's sein ungeheures Reich unter seine vier Söhne Jugi, Tuli, Otkodai und Tschagatai getheilt wurde, fielen Kaschgar, die Dsungarei, Afghanistan und Chiwa an den letzteren. Es folgt nun ein Jahrhundert voll innerer Streitigkeiten und Kämpfe um den Thron. Kaidu, ein Urenkel Dschengis-Chan's, wurde der Nachfolger Tschagatai's auf dem Throne Kaschgar's. Nicht lange hatte er ihn inne, als er von Dava Chan, einem Nachkommen Tschagatai's, verdrängt wurde. Ihm folgte 1310 sein Sohn Azmil Chodscha, dessen Söhne und Kindeskinde als Chodscha-Dynastie lange über Kaschgar regierten. Alle waren Buddhisten, aber Toghluç Timur, einer der letzten Nachkommen Dschengis-Chan's, trat zum Islam über, und ihm folgte der gesammte Adel. Das war zu der Zeit, als Tamerlan, eine neue Geißel, über Asien kam und überall hin Brand und Zerstörung trug. Kaschgarien speziell wurde in den Jahren 1389 und 1390 von ihm systematisch verwüstet, und nun begann eine neue Periode des Verfalls und der politischen Zerrissenheit im Lande, die wir hier mit ihren unablässigen Thronkämpfen nicht weiter verfolgen können. Das Maß der Zerrüttung war voll, als im Jahre 1720 die Chinesen das Land an sich rissen und da wieder auf dem Schauplatze erschienen, wo sie bereits ein Jahrtausend früher geherrscht.

Wir gelangen nun zu dem interessantesten Kapitel der Geschichte Kaschgariens, welches in unseren Tagen spielt und den Hauptinhalt des Buches von Boulger bildet. Der Mann, von dem wir jetzt zu erzählen haben, und dessen Tod im Jahre 1877 alle Zeitungen meldeten, war aus demselben Holze geschnitten wie Dschengis-Chan und Timur. Im Dorfe Bischek, südlich von der Stadt Taschkend, die damals noch zum Chanat Kokan gehörte, wurde 1820 Jakub Mehemed als der Sohn eines geringen Schreibers geboren. Seine Familie stammte aus Karategin, von wo sie in Folge der özbekischen Eroberung nach Kokan geflüchtet war. Gleich allen Männern iranischer Abkunft, die unter der özbekischen Herrschaft zumeist mit der Führung der Feder betraut sind — denn zur Führung des Schwertes hält der turanische Dezbege sich allein geschaffen — hat Jakub in seiner frühesten Jugend selbst als Schreiber gedient. Aber „Fähigkeit bricht Felsen durch“, sagt das orientalische Sprichwort, und so kam es, daß er durch seine geistige Behendigkeit sich bald bemerkbar machte. Erst zum Diwandschi, Zolleinnehmer, befördert, griff er dann zum Schwerte, und im Jahre 1847 ernannte ihn Chudojar-Chan, der damalige Beherrscher Kokan's, zum Pansad-Baschi, d. h. Offizier über fünfhundert. Bald rückte er zum Kommandanten der Festung Ak Masdschid auf,

deren Eroberung durch die Russen nach unserm Autor einen der schwärzesten Flecke in der russischen Militärgeschichte bildet. Boulger erzählt:

„Die Garnison von Ak Masdschid war sowohl mit Munition als mit Lebensmitteln schlecht versehen, und die Werke selbst waren so elend gebaut, daß sie europäischer Artillerie eigentlich keine vierundzwanzig Stunden widerstehen konnten. Die Russen legten Laufgräben und Minen an, denen Jakub indessen durch Kontreminen wirksam zu begegnen wußte. So hielt er die Russen 26 Tage hin, während welcher Zeit die Festung stark beschossen wurde. Der tapfere Kommandant hatte alles gethan, was die militärische Ehre verlangte, und sandte, als er nicht mehr zu widerstehen vermochte, einen Parlamentär zu den Russen, der seine Absicht ausdrückte, die Festung mit militärischen Ehren übergeben zu wollen. General Perowsky empfing mit Ungebuld den Parlamentär, dem er erklärte, Tags darauf die Festung durch Sturm nehmen zu wollen. Diese Drohung, die bei der Sachlage ganz unnöthig war, wurde auch ausgeführt. Perowsky konnte nun melden, daß die Festung erstürmt sei, und sie erhielt nun seinen Namen.“

Als im Jahre 1864 die Russen dann vor Tschkend erschienen, stießen sie wieder auf Jakub Beg, der ihnen im offenen Felde entgegenrückte, aber geschlagen wurde. Zu derselben Zeit, als Jakub sich solchergestalt nicht unrühmlich mit den Russen gemessen, traf von der fernen Landschaft Kuldscha ein Bote beim Chan von Chitwa ein, gesandt vom Kirgisenfürsten Sadic-Beg, der Kunde brachte, daß es mit der Herrschaft der Chinesen in Ostturkestan zu Ende ginge. Ueberall waren die Völker aufgestanden, siegreich waren die wilden Dunganen vorgebrungen, und es brauche, so ließ Sadic sagen, nur des Erscheinens eines Heeres aus Kofan, und das Land liege zu den Füßen des Chans, denn die mohammedanische Bevölkerung sei der buddhistischen Bedrückung nun überdrüssig. In Folge dessen zog Burzag Chan, der Beherrscher Kofan's, durch den Terekpaß nach Kaschgar; Befehlshaber seines Heeres aber war Jakub, auf den man große Hoffnungen gesetzt. Hatte er sich doch mit den Russen gemessen, war er doch auch an Körperkraft allen andern überlegen! Und Jakub rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, die Chinesen mußten bald das Land räumen, er selbst aber verstand es, sowohl Sadic als seinen Herrn, den Chan von Kofan, auf die Seite zu schieben und sich selbst zum Herrscher Ostturkestan's zu machen. Nur ein kleines Häuflein Chinesen in der Zitadelle von Fengi-Schehr hielt noch gegen ihn Stand, und schon vierzehn Monate dauerte die Belagerung, als endlich die Lebensmittel ausgingen und die Uebergabe unausbleiblich schien. Da flackerte noch einmal der chinesische Muth auf. Der Amban rief seine Offiziere zusammen und berieth mit ihnen über die Kapitulation, wobei er, in seinem Lehnstuhle eine Pfeife schmauchend,

durch seine Töchter Thee kredenzen ließ. Schon ertönte draußen das rasende Schlachtgeschrei Allahu ekber in den Ohren der Chinesen, als der Amban ganz gelassen die Pfeife aus dem Munde nahm und die feurige Asche auf die Oeffnung einer unter seinem Sessel befindlichen Pulvermine schüttete, welche mit dem Pulvermagazine in Verbindung stand. Während die Offiziere noch untereinander Rath hielten, explodirte die Mine, und die Zitadelle, der Amban, seine Familie flogen in die Luft. Mit diesem Knalleffekt endigte die Chinesenherrschaft in Kaschgar.

Es dauerte nur noch kurze Zeit, und der Abenteurer aus Kokan war Herr eines großen Reiches, das seine Wichtigkeit dadurch erhielt, daß es zwischen dem russischen und britischen Asien mitten inne lag. Beide Mächte strebten daher den Atalik Ghazi (Vertheidiger des Glaubens), wie Sakub sich jetzt nannte, in ihr Interesse zu ziehen, und mehr als einmal begegneten in seiner Residenz sich britische und russische Gesandtschaften. Denn man hielt sein Reich für festbegründet und zog ihn bei allen politischen Kombinationen in Rechnung, ohne zu ahnen, daß die Chinesen, die alten Herren des Landes, wieder einmal auf dem Schauplatze erscheinen könnten.

Im September 1876, gerade zehn Jahre, seit Sakub im Besitze seines neuen Königreichs war, das er gut regierte, brachten ihm Eilboten unangenehme Kunde aus dem Osten. Die Chinesen, von denen er seit ihrer Vertreibung nichts mehr gehört, erschienen wieder auf der Bildfläche; sie hatten die Taiping-Revolution nach langem blutigen Kriege niedergeworfen und auch das Reich Tali, das in der Provinz Yün-nan entstanden war, wieder erobert. Auch dort war ein mohammedanischer Kaiser auf einen ephemeren Thron gelangt, doch hatte Soliman sich nur wenige Jahre zu behaupten vermocht. Nachdem so die Söhne des himmlischen Reiches freie Hand erhalten, gedachten sie auch der fernen Nordwestecke ihres alten Reiches, wo Sakub ungestört regierte, und dorthin sandte der Kaiser einen seiner besten Generale, Liu-Kin-tang. Zum ersten Male fühlte Sakub etwas wie Schrecken, als er erfuhr, die Chinesen stünden im Osten; Manas und Urumtsi, große Städte in der Dsungarei, seien bereits gefallen, und das Heer rücke heran auf Kaschgar. Hätte Sakub noch so dagestanden, wie vor zehn Jahren, an der Spitze seiner sieggewohnten Schaaren, unterstützt von der Geistlichkeit und dem Glauben an sein Glück, er wäre den Bezopften frisch entgegengezogen. Doch die Dinge hatten sich geändert, und die frühere Zufriedenheit mit seiner Regierung hatte im Volke der Unzufriedenheit Platz gemacht. Die vielen Kriege, die Sakub nach allen Seiten geführt, namentlich gegen die Dunganen, hatten den Handel geschädigt, und das ganze Volk seines Landes bestand eigentlich aus Händlern und Krämern. Auch das Schwanken seiner Politik, bald — wie die des Schir Ali von Afghanistan —

nach der russischen, bald nach der englischen Seite, hatte ihm geschadet. Nicht mehr nannte ihn sein Volk „Badaulet“, den Glücklichen, und der Boden unter seinen Füßen wankte, als die Chinesen herannahen. Der einst ruhmreiche Eroberer begab sich auf die Flucht und wurde auf dieser von Hakim Chan Torate erschossen, einem Sohne jenes Buzarg Chan, den er selbst einst treulos verlassen. Im Dezember 1877 war ganz Ostturkestan wieder den Chinesen unterworfen.

Es war nur ein kurzes Aufleuchten, dieses Reich Kaschgar, Dschiti-Schehr oder Ostturkestan, wie es jetzt noch auf unseren Karten verzeichnet steht, die nun wieder die chinesische Farbe zwischen das obligate Grün Rußland's und das Roth Britisch-Indien's schieben werden. Die ganze zentralasiatische Politik beider Großmächte wird aber nach dieser Richtung hin eine andere werden; hier ist ein Aufeinanderplätzen nicht mehr zu fürchten, denn ein Krieg mit China ist eine andere Sache als eine Fehde mit Afghanistan.

## Politische Briefe.

### IV.

#### Die Strafgewalt des Reichstages.

Warum der Gesetzentwurf über die Strafgewalt des Reichstages für diese Session dem Bundestage und Reichstage hat unterbreitet werden müssen, mag einem Beobachter der Handlungsweise des Fürsten Bismarck einiges Kopfzerbrechen verursachen. Der Staatsmann, von dem das klassische Wort herrührt: „Wer in einer großen Aufgabe begriffen ist, darf sich nicht auf heterogene Händel einlassen“, welchen Grund konnte er finden, die Klärung der Gedanken über die Zollreform, die bei den so lange in eine einseitige Richtung gelenkten Geistern ein sehr mühsames Werk ist, durch die heterogene Frage der parlamentarischen Disziplin zu kreuzen? Ein Theil der Antwort mag in der Erwägung liegen, daß der Fürst nichts halb thut, und daß die Unterdrückung der öffentlichen Agitation der Sozialdemokraten nur halb vollbracht erscheinen muß, so lange die Reden ihrer Abgeordneten durch das Reichstagsprivilegium geschützt sind. Man hätte nun freilich, wie bei der Berathung im Reichstage von den Freikonservativen vorgeschlagen worden, sich darauf beschränken können, für die Dauer des Sozialistengesetzes die im Sinne dieses Gesetzes strafbaren Äußerungen der sozialdemokratischen Redner von dem Reichstagsprivilegium